

Wörter, zuviele Wörter

„des mots qu'il en a tant qu'il y en a trop“

Karl-Heinz Neufeld SJ, München

Edith Piaf, der „Spatz von Paris“, singt in einem ihrer eindringlichsten Chansons „Les mots d'amour“ refrainartig von „Wörtern, deren es soviele gibt, daß es zuviele sind“. Das Lied meint jedoch keineswegs die leeren Worte ohne Sinn und Gewicht; Geschwätz oder Gerede also, überflüssiges Wortgeklingel und gedankenlos Hergesagtes, mit dem sich Stunden und Tage totschlagen lassen. Hier wäre das Zuviel ja auch auf den ersten Blick ohne weiteres zu erkennen. In ihren Chansons singt die Piaf ganz im Gegenteil von den „Wörtern der Liebe“, die eine der wichtigsten Erfahrungen des Menschen überhaupt aussprechen sollen. Und singend gelingt es ihr, durch diese Worte etwas von dem entscheidenden Gewicht der Liebe unmittelbar spüren zu lassen. Der Hörer glaubt die guten und die erdrückenden Erfahrungen mitzuerleben, die in den Strophen des Liedes angesprochen sind. In den Wörtern der Liebe lebt diese selbst mit ihrer eigenständlichen Kraft auf. Davon war eine andere Französin, Madeleine Delbré, so gepackt, daß sie nach diesem Chanson den berufsmäßigen Verkündern des Christentums wünschte, sie könnten und würden so von der Liebe Christi sprechen wie Edith Piaf in ihrem Lied ganz allgemein von den Wörtern der Liebe gesungen habe.

Und doch hatte sie gerade von diesen „Wörtern der Liebe“ gesagt, es gebe soviele von ihnen, daß es zuviel sei. Wieso kann es hier ein Zuviel geben? Läßt sich denn über Erfahrungen, die den ganzen Menschen beglücken oder völlig mit Schmerz erfüllen, je ein Wort zuviel sagen? Die Wirklichkeit ist hier doch so reich, daß der Mensch, der ihr begegnet, sie in einem einzigen Wort weder einfangen noch aussagen kann. Alles, was er sagt und sagen kann, bleibt weit hinter dem zurück, was gesagt werden müßte, um auch nur andeutungsweise verständlich werden zu lassen, was Liebe ist und bedeutet, was sie gibt und schenkt, dem Liebenden und dem Geliebten. In dieser Lage ist dem Menschen doch nicht zu verdenken, wenn er zu den stärksten Worten greift, die er in seiner Sprache findet, wenn er unter dem unmittelbaren und unvermeidlichen Eindruck auch ihres Nichtgenügens, diese Worte wiederholt, immer wieder, wenn er sie zu steigern und selbst über die Grenzen seiner eigenen Sprachfähigkeit hinaus zu übertreten sucht. Darf man das ein Zuviel nennen? Bleibt nicht selbst solches

Sprechen noch vom Ungenügen und vom Unvermögen gezeichnet trotz allen Überschwangs, trotz aller Wiederholungen? Je mehr Möglichkeiten der wache Geist eines Menschen entdeckt, um auszudrücken, was er zu sagen hat, je mehr Worte er probiert, desto deutlicher wird ihm ja die eigene Schranke bewußt, seine wichtigsten und entscheidendsten Lebenserfahrungen in einem der Wirklichkeit entsprechenden Wort, ja selbst in noch so vielen Wörtern adäquat wiederzugeben.

Der Mensch entdeckt diese Grenze des Fassens und Ausdrückens in sich selbst. Er muß zugeben, daß ihm das entscheidende Wort fehlt; und das geht ihm gerade auf an den vielen Worten, mit denen er es versuchte, an dem Zuviel an Wörtern, die er in der stillen Hoffnung einsetzte, doch noch auf das treffende Wort zu stoßen. Aber nicht nur, wo er von Liebe sprechen will, stößt er sich an der Unmöglichkeit, wirklich aussprechen zu können, was zu sagen wäre. Alle Grunderfahrungen seines Lebens führen ihn in die gleiche Verlegenheit. Wie kann er über die Liebe, aber auch über seinen Glauben, über seine Hoffnung ein Wort sagen, das keine Inflation von Wörtern nach sich zieht, bei dem nicht gleich das Soviel sich ins Zuviel verkehrt? Verständlich, daß sich mehr und mehr Menschen weigern – bewußt oder instinkтив –, ihre Grunderfahrung in Worte zu kleiden. Unsicher geworden tun sie ihren Mund gar nicht mehr auf, weil keines der vielen Wörter menschlichen Sprechens noch wirklich trifft und stimmt, weil immer ein Abgrund bleibt zwischen der erlebten Fülle und den so engen Möglichkeiten, sie verständlich zu machen.

Seltsamerweise gähnt aber diese Kluft nicht nur zwischen der überreichen Wirklichkeit und der beschränkten Sprache des Menschen; es gilt auch das Umgekehrte. Wie oft versprechen wir nicht viel mehr als wir halten können? Wie oft kommt es nicht zu großen Worten und Bekenntnissen, die niemals Wirklichkeit werden? Es liegt also nicht einfach an der Enge unserer Sprache, unserer Worte, daß wir die wichtigsten Erfahrungen unseres Lebens nicht sprachlich voll und ganz einholen können. Umgekehrt vermögen wir nämlich eben so oft mit unserem Tun und Treiben dem eigenen Wort, gegebenen Versprechen und lautem Bekenntnissen, nicht nachzukommen. Dieses doppelt gebrochene Verhältnis von Wirklichkeit und Wort verweist den Menschen unmißverständlich auf seine eigenen Grenzen, darauf, daß er selbst von einer Wirklichkeit und von einem Wort getragen und gehalten ist, die über ihn hinausgehen, die größer sind als er. So bedrohlich ihn die Aporie zunächst anstarre, so sehr befreit sie ihn auf den zweiten Blick. Denn er erfährt hier, an welchem Platz er selbst steht und stehen soll. Er ist weder einer, der alles kann und darum für alles verantwortlich ist; noch ist er jemand, der nichts vermöchte, für nichts Verantwortung trüge, und darum alles anderen überlassen dürfte.

Wenn er also *das* Wort der Liebe, des Glaubens, des Hoffens . . . nicht findet, wenn diese Erfahrungen in seiner Sprache immer wieder zu Wörtern werden, soviel, daß er es als zuviel empfindet, dann erlebt der Mensch diese eigene Grenze seltsamerweise doch nicht nur als bedrückende Last, sondern tiefer gesehen als Chance, als Möglichkeit und befreiende Aufgabe. Was sich hier nämlich als grundlegendere, umfassendere und tragende Wirklichkeit zu erkennen gibt, erlaubt ihm gerade den Mut, die eigene Erfahrung, wenn auch stammelnd und unzulänglich, immer wieder auszudrücken oder aber mit einem großzügigen Wort die ganze eigene Existenz einzusetzen, obwohl von vornherein klar ist, daß solches Engagement allein aus eigenen Kräften in der Wirklichkeit doch nur Torso bleiben wird.

An dieser Stelle ließe sich einwenden, kein Mensch sei doch verpflichtet, seine tiefsten Erfahrungen preiszugeben. Das sei auch insofern nicht ratsam, als er sich gerade um so einsamer fühle, je persönlicher und entscheidender für ihn sei, was ihm widerfahre. Auch aus diesem Grund tue er gut daran, gar nicht erst den Versuch zu machen, darüber zu sprechen. Doch dieser Einwand übersieht, wie stark die Grunderfahrungen dahin drängen, anderen mitgeteilt zu werden. Der Mensch kann nicht für sich allein glauben, isoliert hoffen, einsam lieben; darin besteht ja konkret u. a. die Aporie und die Chance dieser Erfahrungen. Es ist ihnen von vornherein wesentlich, gesagt, mitgeteilt, weitergegeben zu werden. Und dazu gehört ebenso unvermeidlich das Soviel und das Zuviel an Wörtern, unter denen sich das Wort, das gesucht ist, wenigstens andeutungsweise zu verstehen gibt.

Die bisherigen Überlegungen stützen sich zwar auf die Grunderfahrungen wie Liebe, Glaube, Hoffnung, doch hatte es den Anschein, als würden sie nur allgemein menschlich in Betracht gezogen. Daß sie auch so für die vielfältigen Äußerungen *christlichen* Glaubens, Hoffens und Liebens bedeutsam sind, wird sich nicht leicht bestreiten lassen. Schließlich sind auch Glaubensbekenntnisse, Gebete sowie Versprechen und Bewährung christlicher Liebe Tun von Menschen, mithin Äußerungen, denen das Menschliche nicht fremd sein kann.

Müßte aber nicht eigentlich doch noch ein Plus hinzugefügt werden, um diese Äußerungen als unverwechselbar christliche festzulegen? Die Frage fordert noch einmal einen Blick auf das schon Gesagte. Die Wörter des Menschen genügen nicht, darum werden sie gerade vervielfacht, wiederholt; das Viel an Wörtern wird zum Soviel und zum Zuviel. Was also könnte hier eine Zufügung, ein Plus ändern? Nichts! Auch der ausdrückliche Bezug auf Jesus Christus läßt sich solange nur als weiteres Wort in der Kette der Wörter verstehen, als er nicht in die ausgedrückte Grunderfahrung selbst eingegangen ist und zwar als das gesuchte Wort schlechthin.

Deshalb haben wir von der befreienden Chance gesprochen, die dem Zuviel an Wörtern innewohnt. Wo nämlich die Aporie der Wörter nur als ausweglos empfunden wird, wo man diese Chance nicht wahrnimmt, da ist die christliche Erfahrung von Glaube, von Hoffnung, von Liebe nicht erreicht.

Gerade das gebrochene Stammeln vom Glauben, vom Hoffen und vom Lieben sowie von manchem sonst läßt in der Vielfalt schwerer und leichter Wörter allein jenes Wort zur Sprache kommen, das Fleisch wurde. Als solches aber ist es immer befreiende Verheißung und beglückende Zusage des Heils in Erfahrungen, die der Mensch allein als Sackgassen, als bedrückende Gefängnisse eigener Unfähigkeit empfinden müßte. Dürfen wir wirklich sagen: Ich glaube an Gott, an Jesus Christus, an den Geist; ich hoffe darauf, daß alles gut wird, daß mein Leben Sinn hat; ich liebe Gott, ich liebe den Nächsten? Dürfen wir es, ja müssen wir es immer wieder aussprechen – soviele Male, daß es uns zuviel scheint, mit sovielen Worten, daß es zuviel ist? Die Antwort des Christen heißt: Ja; ja, weil sein Heil in der Aporie menschlicher Grunderfahrungen aufgebrochen ist, und weil wir sie nur darum als Chance für uns sehen und deuten können. Immer mehr Worte zu machen, Wörter aneinanderzureihen, das haben Menschen schon seit je getan. Aber erst mit Jesus Christus wird in und durch das Soviel und Zuviel der Wörter jenes Wort hörbar, das der Wirklichkeit entspricht.

Zen und „Die Wolke des Nichtwissens“

Zum Verhältnis von östlicher und christlicher Meditation

Elisabeth Ott, Neresheim

Im Zusammenhang der Diskussion um das Verhältnis von östlicher und christlicher Mystik, speziell des Zen und der mystischen Überlieferung des christlichen Abendlandes, wird in den letzten Jahren oft jene berühmte Schrift eines unbekannten englischen Mystikers aus dem 14. Jahrhundert zitiert, die den Titel trägt „Die Wolke des Nichtwissens“¹. Es ist beglückend,

¹ *Kontemplative Meditation. Die Wolke des Nichtwissens.* Einführung und Text von P. Dr. Willi Massa, Geleitwort von P. Dr. Enomiya-Lassalle, übersetzt von G. Willem.